

Kann "denn" Mikro Sünde sein?

*Zur Analyse einer Partikel im Kontext medizinischer Interaktion**

Jörg Bergmann

Vor einigen Wochen traf ich im Zug zufällig einen früheren Kollegen (ich nenne ihn hier aus Datenschutzgründen einfach mal Thomas); wir kamen ins Gespräch, setzten uns in ein leeres Abteil und als er mich fragte, ob ich - jetzt im Ruhestand - überhaupt noch einen Bezug zur akademischen Lebenswelt hätte, sagte ich ihm, dass die Wissenschaft jetzt das für mich sei, was sie ganz früher einmal für mich war: eine Liebhaberei, und wie zum Beweis setzte ich hinzu, dass ich gerade an einem Vortrag schreibe.

Oh, meinte er, *"worum geht's denn?"*

"Ach," sagte ich ausweichend und schaute auf die Reklame an der Wand hinter ihm, *"ich glaub nicht, dass Dich das so interessiert"*.

"Wieso", protestierte er, *"ich bin immer neugierig auf das, was Du machst. Und ausserdem",* fuhr er fort und griff nach seinem Kaffeebecher, *"auch ich muss mich ja langsam auf meine Pensionierung vorbereiten"*.

Zwar glaubte ich zu wissen, dass Thomas mit meiner Art von Soziologie nicht viel anzufangen wusste, aber kneifen wollte ich auch nicht, deshalb sagte ich nach einigem Zögern: *"Also gut, wenn Du schon fragst: ich schreib an einem Vortrag mit dem Titel 'Kann denn Mikro Sünde sein?'"*

Thomas hätte beinahe seinen Kaffee verschüttet, so heftig fing er an zu lachen und immer noch lachend sagte er: *"Ja prima, vielleicht muss man sich erst aus dem Betrieb zurückziehen, um wieder etwas Spaß in die Sache zu bringen."*

Beinahe von einem Moment auf den anderen hörte er jedoch auf zu lachen, setzte ein ernstes Gesicht auf und fragte: *"Aber wer, zum Teufel, behauptet denn, dass Mikro Sünde sei?"*

* Vortrag Universität Luzern, 05. April 2016

Ich kratzte mich am Kopf und wollte schon zur Antwort ansetzen, als er rasch fortfuhr: *"Ich hab den Eindruck, dass Ihr Mikros Euch gern als Truppe der Verfolgten und Enterbten stilisiert und dann damit kokettiert. Dabei ist doch die Mikrosoziologie längst ein fester Bestandteil des soziologischen Kanons: es gibt Professuren für Mikrosoziologie und Lehrbücher, mikrosoziologische Themen werden in Prüfungen abgefragt etc.. Und mit Luhmanns Aufsatz 'Einfache Sozialsysteme' aus dem Jahr 1972 und seiner späteren Ebenenunterscheidung zwischen Interaktion, Organisation und Gesellschaft (1975) hat ja die Mikrosoziologie sogar den Segen der Systemtheorie erhalten."*

"Jaja," versuchte ich Thomas zu bremsen, *"ich weiß. Aber dass wir Mikros uns oft so defensiv verhalten, hat natürlich Gründe. So stehen etwa Kollegen, die makrosoziologische Themen bearbeiten, nie im Zweifel, Soziologie zu betreiben, während mikrosoziologische Arbeiten sogleich auf den Vorbehalt treffen, ob das denn nicht eigentlich Psychologie oder Linguistik sei. Mit dieser Ausgrenzung geht dann oft die unausgesprochene Einschätzung einher, dass die Mikrosoziologen sich mit gesellschaftlich belanglosem Kleinkram befassen und das Ganze so eine Art Puppenhaus-Soziologie ist."*

Thomas schnaubte entrüstet, doch konnte er gleichzeitig ein leichtes Grinsen nicht ganz verbergen.

Aber als er loslegen wollte, kam ich ihm zuvor: *"Denk doch mal an das in der Systemtheorie bekannte Theorem vom Funktions- und Bedeutungsverlust von Interaktion in der Weltgesellschaft. Weil Telekommunikation, also die Erreichbarkeit physisch abwesender Anderer, eine wesentliche Bedingung für die Entstehung der Weltgesellschaft ist, werde Interaktion, also die Kommunikation unter Anwesenden, immer unwichtiger - so das Theorem. Überspitzt ausgedrückt: Interaktion wird nur noch für Spiel, Spaß und Kindererziehung gebraucht. Und Luhmann selbst hat ja aus seiner Geringschätzung für Kollegen, die sich um Details kümmern, kein Hehl*

gemacht, so etwa 1980, als er auf dem deutschen Soziologentag Klage darüber führte, dass - ich zitiere - 'Forscher, die man mit dem Auftrag, festzustellen, wie es wirklich war, ins Feld jagt, [...] nicht zurück[kommen]; sie apportieren nicht, sie rapportieren nicht, sie bleiben stehen und schnuppern verzückt an den Details.' -sie apportieren nicht und schnuppern verzückt an den Details' - wenn das mal nicht die Beschreibung einer Sünde ist..."

"Ach was", unterbrach mich Thomas heftig, "jetzt tust Du Luhmann aber unrecht, Du weißt doch selbst, dass er ein großer Ironiker war und sehr wohl die Arbeiten von Mikrosoziologen schätzte. Denk doch nur einmal an André Kieserlings famose Arbeit über "Kommunikation unter Anwesenden" (1999), die darauf angelegt war, die makrotheoretische Schieflage von Luhmanns Theorie zu korrigieren und die mit einer Verbeugung vor Erving Goffman und seiner Interaktionssoziologie beginnt und endet."

Das Argument von Thomas brachte mich in Verlegenheit. Auch ich fand Kieserlings Buch ganz ausgezeichnet, vor allem hat es mir geholfen, mein eigenes mikrosoziologisches Arbeiten besser zu verstehen. Kieserling argumentiert z.B., dass man deshalb von Interaktions-"Systemen" sprechen kann, weil unter der Bedingung von Anwesenheit unvermeidlich Selektionsprozesse anlaufen, die zur Systembildung führen. Diese Selektionsprozesse betreffen etwa die wechselseitige Wahrnehmung der Anwesenden, damit den Beginn und das Ende einer Interaktion, aber auch die Entscheidung darüber, wer gerade spricht und wer zuhört, oder die Auswahl dessen, was thematisch wird. - Bei der Lektüre dieser Überlegungen zur Selektionslogik von "social encounters" (Goffman), wurde mir klar, weshalb Harold Garfinkel in seiner Begründung der Ethnomethodologie davon spricht, dass die Frage "what to do next" für soziale Akteure die praktische Frage par excellence darstellt. Und bei der aus der Ethnomethodologie hervorgegangenen Konversationsanalyse fällt auf, dass sie von Beginn an ihr besonderes Augenmerk auf die Praktiken der Eröffnung und Beendigung von

Gesprächen, auf die Koordination der Themenentwicklung, auf die Synchronisierung von Aufmerksamkeit oder auf die Techniken der Selbstreparatur in Gesprächen gerichtet hat - und all dies sind selektive Kommunikationsprozesse, mittels derer ein Gespräch als eine soziale Einheit hervorgebracht und stabilisiert wird.

"Ich bin ganz Deiner Meinung," sagte ich zu Thomas, "dass Kieserling eine vorzügliche Studie zum autopoietischen Charakter von face-to-face-Interaktion vorgelegt hat. Die Schwäche der Arbeit ist allerdings , dass der Autor sich in seinen Analysen gar nicht ernsthaft auf die soziale Mikroebene begibt und sich immer so verhält, als hätte er Luhmanns Warnung vor den verführerischen Details im sündigen Mikrokosmos der sozialen Interaktion im Ohr. Er schenkt den Phänomenen auf der Ebene der face-to-face-Kommunikation immer nur passagere Aufmerksamkeit und ist damit zufrieden, wenn er sie in die systemtheoretische Diktion überführen kann. So heisst es von einem Befund aus der empirischen Interaktionsanalyse, er lasse sich 'gut systemtheoretisch rekonstruieren', und von einer Konzeption Goffmans heisst es, sie sei 'systemtheoretisch überzeugend'.

"Na hör mal!" unterbrach mich Thomas, "Du kannst doch einem Systemtheoretiker nicht vorwerfen, dass er systemtheoretisch argumentiert!"

"Nein, nein, das ist nicht der Punkt. Was ich meine, ist Folgendes: Irgendwie, so scheint es, darf die Mikrosoziologie, so wie sie sich unter Bezug auf Simmel und den symbolischen Interaktionismus seit den 60er Jahren mit Goffman, der Ethnomethodologie und der Konversationsanalyse entwickelt hat, nicht einfach Mikrosoziologie sein. Sie scheint ihre soziologische Berechtigung immer erst dadurch zu erhalten, dass sie in etwas anderes übersetzt oder auf etwas anderes bezogen wird. Und vielleicht ist daran ja auch der Begriff der Mikrosoziologie selbst mitschuld. Der Begriff Mikrosoziologie ist ja das Resultat einer Unterscheidung, er verweist von sich aus auf sein Gegenüber - die Makrosoziologie. Offensichtlich liegt dieser Dichotomie die Vorstellung

zugrunde, dass Gesellschaft sich in zwei mehr oder weniger unabhängige Sphären entfaltet, denen dann die Trennung von Mikro- und Makrosoziologie folgt. Damit aber tut sich eine Lücke zwischen diesen beiden Soziologien auf, eine Leerstelle, die zu zahlreichen Fragen führt: Welchen Realitätsstatus haben diese Ebenen? Bezieht sich die eine Ebene auf ‚agency‘ und die andere auf Struktur? Welche Art von ‚linkage‘ besteht zwischen der Mikro- und Makro-Ebene? Gibt es eine Meso-Ebene - oder mehrere Ebenen - dazwischen? Fragen dieser Art machen deutlich, dass der Begriff Mikrosoziologie diejenigen, die mit ihm hantieren, dazu zwingt, sich in dem Mikro/Makro-Schema zu bewegen und sich auch den von diesem Schema generierten Fragen nach der Verbindung dieser beiden ‚Ebenen‘ zu stellen. Man sucht also in der sozialen Wirklichkeit nach Brückenmechanismen, weil die konzeptionelle Unterscheidung von Mikro- und Makroebene eine solche Verbindung erzwingt. Das aber ist in meinen Augen eine verhängnisvolle Logik, die jede als Mikrosoziologie klassifizierte Arbeit in die Differenz zur ‚Makro‘-Seite einspannt - auch diejenigen Arbeiten, die eine solche Dichotomisierung nicht für sinnvoll halten.

Thomas war irritiert. "Willst Du damit sagen, dass Du keine Mikrosoziologie betreibst?" fragte er misstrauisch.

"Naja," sagte ich, "du kennst ja meine Arbeiten über Klatschgespräche, Feuerwehrnotrufe u.ä., und als jemand, der sich mit den lokalen Praktiken von Sozialität befasst, nimmst Du mich sicher als Mikrosoziologen wahr. Aber mir selbst ist diese Kategorisierung unrecht, weil es mir nicht sinnvoll erscheint, einen eigenen Mikrobereich des Sozialen auszugliedern und dem, was dann ‚Gesellschaft‘ heißen soll, gegenüberzustellen. Ich halte es da eher mit Georg Simmel, für den ‚auch zwei Menschen, zwischen denen nur eine ephemere Beziehung existiert, [...] eine Gesellschaft bilden‘ (GSG 2: 133). Und Du kennst ja auch Simmels berühmte Formulierung: ‚Fortwährend knüpft sich und löst sich und knüpft sich von neuem die Vergesellschaftung unter den Menschen, ein ewiges Fließen und Pulsieren, das die Individuen verkettet, auch wo es

nicht zu eigentlichen Organisationen aufsteigt' (ebd.: 33). Wenn man also mit Simmel davon ausgeht, dass die 'geringfügig erscheinenden Beziehungsformen und Wechselwirkungsarten zwischen den Menschen, die [...] sich zwischen die umfassenden, sozusagen offiziellen sozialen Formungen schieben, doch erst die Gesellschaft, wie wir sie kennen, zustandebringen' (GSG 11: 32), muss dann nicht die Unterscheidung von Mikro und Makro obsolet erscheinen?"

Wir schwiegen eine Weile. Thomas murmelte etwas, was ich nicht verstand, und meinte dann: *"Also, so weit ich sehe, geht es bei der Frage um Mikro und Makro auch darum, ob es sich dabei um eine analytische Unterscheidung handelt oder ob diese Unterscheidung jeweils für sich gegebene Wirklichkeiten bezeichnet, also ontologisch gemeint ist. Und wie ich annehme, tendierst Du zu der ersten Position."*

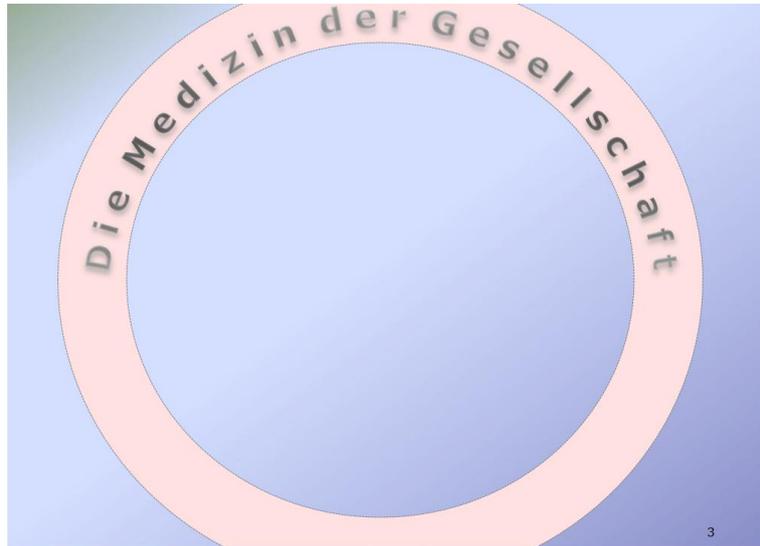
Ohne auf meine Zustimmung zu warten, fuhr Thomas fort: *"Ich will mal dahingestellt sein lassen, ob man sich damit nicht um das Problem herumogelt. Aber wie ich Dich und die Ethnomethodologie kenne, bist Du an einer rein methodologischen oder epistemologischen Diskussion dieser Frage gar nicht interessiert. Du möchtest das Problem exemplarisch angehen. Oder?"*

Froh darüber, dass er nicht versuchte, mich in eine theoretische Diskussion zu verwickeln, nickte ich - und wartete ab. Aber Thomas wollte es jetzt wissen. *"Na los,"* drängte er, *"dann sag schon, um was es geht."*

Vorsichtig, um ihn ja nicht zu vergraulen, begann ich: *"Also, Du weißt ja wahrscheinlich, dass ich in verschiedenen medizinischen Bereichen - u.a. in der Psychiatrie, der Psychotherapie und der Chirurgie - Feldforschung betrieben und Daten gesammelt habe. Die Medizin ist ja als eine Einrichtung der Krankenversorgung ein ausdifferenziertes Funktionssystem der Gesellschaft, das mittels eines binären Schematismus (gesund/krank) seine eigenen Realitätskonstruktionen vornimmt. In Anlehnung an Luhmann, der allerdings im Gegensatz zu Parsons den medizinischen Bereich eher*

vernachlässigt hat, könnte man dieses Funktionssystem als 'Die Medizin der Gesellschaft' bezeichnen.

Thomas schaute interessiert auf den Kreis, den ich auf der Rückseite eines Briefkuverts zu zeichnen begann.



Ein zentraler Bestandteil dieses Systems ist die professionelle Klärung der Frage, krank oder nicht-krank. Für diese Entscheidung und für die Entscheidung der differentialdiagnostischen Frage nach der Art der Erkrankung werden in der modernen Medizin eine Vielzahl technischer Untersuchungsverfahren eingesetzt."

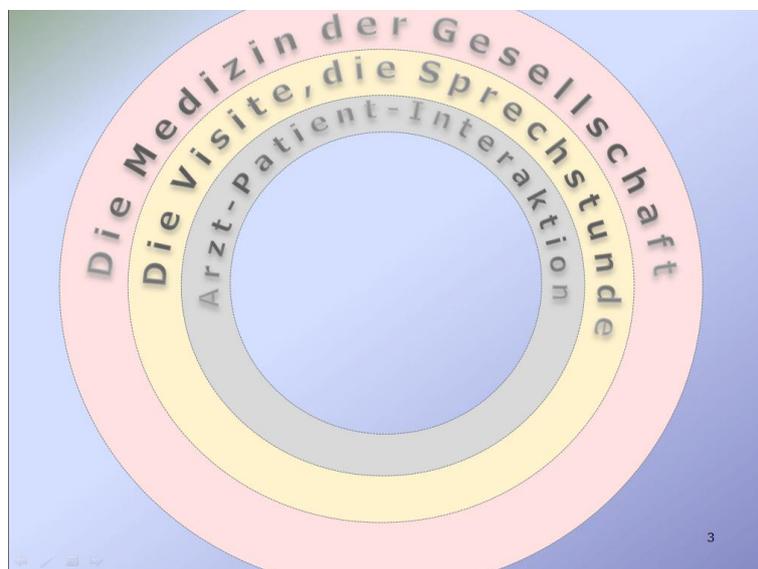
"Erzähl mir nichts", sagte Thomas, "seit meinem Fahrradsturz weiß ich: Blutbild, Röntgenaufnahme, Computertomographie usw."

"Jaja," sagte ich, "aber worauf es mir ankommt, ist, dass auch in der heutigen apparativen Medizin der direkte Kontakt zwischen Arzt und Patient eine zentrale diagnostische Ressource bildet. Sie ist so wichtig, dass sie im Krankenhaus in Gestalt der Visite institutionalisiert ist und beim niedergelassenen Arzt das feste Format der Sprechstunde hat."

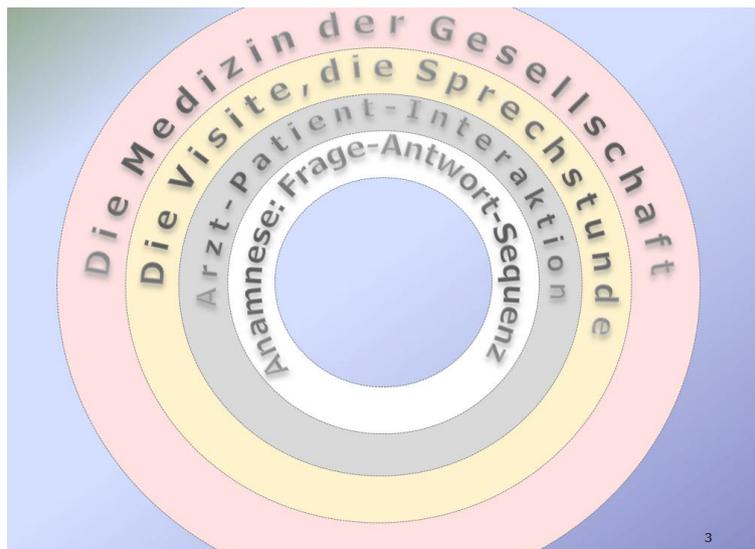
Und wieder malte ich einen Kreis:



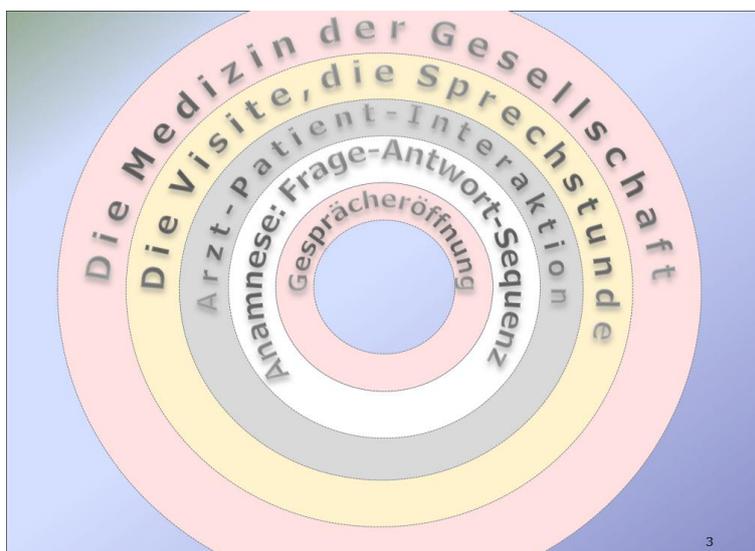
Zwar wird in der Sprechstunde auch die Lunge abgehört, der Blutdruck gemessen oder die Leber palpirt, doch die Sprechstunde heisst natürlich Sprech-Stunde, weil dort die direkte face-to-face Interaktion zwischen Arzt und Patient das Medium ist, in dem Daten zu diagnostischen Zwecken erhoben und therapeutische Maßnahmen übermittelt und erläutert werden.



In dieser Situation ist ein elementares Interaktionsmuster, dessen sich der Arzt bedient, um relevante Informationen zusammenzutragen, die Frage-Antwort-Sequenz. Sie bildet den Kern der ärztlichen Anamnese, also der systematischen Befragung des Patienten.

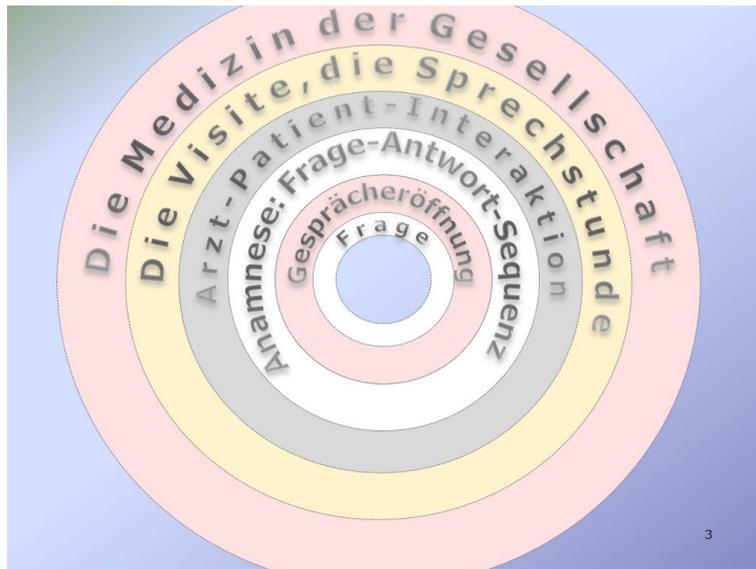


Voraussetzung dafür, dass eine ärztliche Exploration überhaupt stattfinden kann, ist natürlich, dass die soziale Begegnung zwischen Arzt und Patient von den beteiligten Akteuren initiiert, ratifiziert und perpetuiert, also ein einfaches soziales System generiert wird. Hierfür müssen die Beteiligten eine geordnete Gesprächseröffnung bewerkstelligen, also ihre Aufmerksamkeiten koordinieren und in ihren Aktivitäten entscheiden, wann und wie das Gespräch beginnen soll.



Nach der weitgehend ritualisierter Eröffnungsphase muss das Gespräch dann seine thematische Ausrichtung finden. Dabei unterliegen Gespräche in institutionellen Kontexten einem Zwang zur monothematischen Organisation, können sich also nicht beliebigen Themen widmen und vom Hundertsten ins

Tausendste kommen, sondern müssen auf die Leistungen des jeweiligen Funktionssystems bezogen sein. Im Bereich der Medizin wird diese Phase, in der das Gespräch zur Sache kommt, typischerweise durch eine entsprechende Frage des Arztes nach dem Problem, dem Anliegen oder dem Befinden eines Patienten initiiert."



"Du meinst so nach der Art: 'Wie geht's uns denn heute?'" warf Thomas ein. Ich war irritiert, denn ich war so im "lecture mode", dass ich ihn beinahe vergessen hatte.

"Ja, solche Fragen meine ich," sagte ich und fuhr fort: *"Wirf doch mal einen Blick auf die folgenden Gesprächsausschnitte."*

Thomas murmelte: *"Du immer mit Deinen Transkripten"* und beugte sich dann grummelnd über das Daten-Handout:

INTAKE:C-5:2

((Dr.H. steht vom Schreibtisch auf und wendet sich Herrn und Frau K. zu.))

- 01 Dr.H: So:: schön' gutn Ta:g, [Hartmann is mein Name,
 02 F.K: [°Tag°
 03 (0.7)
 04 H.K: Ich bin ().
 05 Dr.H: Herr Kranz, ja,
 06 (2 sec)
 07 Dr.H: Ja: was lie:ch' denn jetzt::- (0.5) vor;
 08 (0.7)
 09 Dr.H: Frau Kranz.

10 F.K: Ja. [°Ja° die gleiche Sache.
 11 Dr.H: [Ja

INTAKE:B-14:6

((Dr.E. liest das Einweisungsschreiben))
 (15 sec)

01 Dr.E: Ja. (.) Frau (.) Bantle;

02 (2 sec)

03 Dr.E: Was führt Sie denn zu uns.

04 (1.5)

05 F.B: °Ja.°

06 Dr.E: Was is'- (0.7) gewesen.

07 (2 sec)

08 F.B: Ich hab' halt so- (.) Vorstellungen.

Schaut man sich diese initiierenden Fragen der Ärzte genauer an, -

- Was liegt denn jetzt vor?
- Was führt Sie denn zu uns?
- Was fehlt Ihnen denn?
- Was kann ich denn für Sie tun?
- Was haben Sie denn für ein Problem?
- Um was geht es denn?
- Wie kann ich Ihnen denn helfen?
- Weshalb kommen Sie denn zu mir?

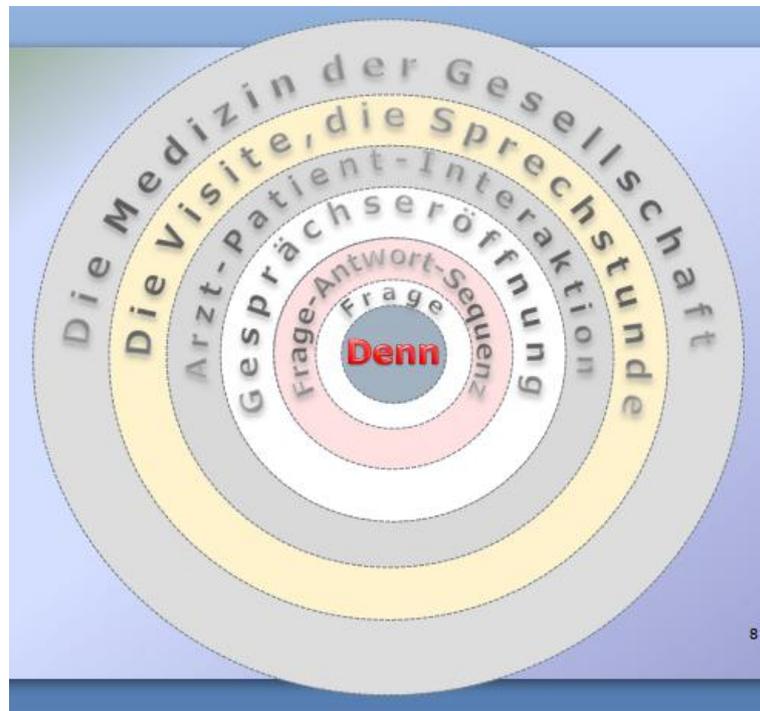
- ist zu sehen, dass sie zwar eine gewisse - begrenzte - Variation haben, doch auffällig ist, dass sie eine Gemeinsamkeit aufweisen.

"Siehst Du sie?," fragte ich Thomas. Thomas kniff die Augen zusammen und schüttelte leicht den Kopf.

"Na, sagte ich, alle enthalten die Partikel 'denn' .

- Was liegt **denn** jetzt vor?
- Was führt Sie **denn** zu uns?
- Was fehlt Ihnen **denn**?
- Was kann ich **denn** für Sie tun?
- Was haben Sie **denn** für ein Problem?
- Um was geht es **denn**?
- Wie kann ich Ihnen **denn** helfen?
- Weshalb kommen Sie **denn** zu mir?

Und was mich interessiert, ist nun, was dieses 'denn' in den Fragen der Ärzte - 'Was führt Sie denn zu mir?' etc. - macht."



Thomas starrte entgeistert auf die Kreise. Er hatte die Kaffeetasse gerade zum Mund führen wollen, doch die Bewegung unterbrochen und saß nun für einen kurzen Moment wie gelähmt da. Dann gab er sich einen Ruck. *"Das ist doch keine Mikro-, das ist ja Nano-Soziologie, was Du da vorhast - wenn es überhaupt noch Soziologie ist "*, brach es aus ihm heraus. *"Wie kannst Du denn sicher-"*.

Er unterbrach sich, grinste etwas verlegen und sagte dann: *"Wie kannst Du Dir überhaupt sicher sein, dass sich dieses kleine Ding da, dieses 'denn' als ein soziologisches Erkenntnisobjekt eignet?"*

Die Zweifel von Thomas waren mir nur allzu vertraut. Die Frage war ja, in wie kleine Verästelungen hinein sich die - mit Simmel gesprochen - Wechselwirkungsformen der ephemeren Vergesellschaftung verfolgen lassen? Mit Goffman und der Konversationsanalyse ist ja die Soziologie immer weiter vorgedrungen zu den elementaren Mechanismen des sozialen Miteinander, und es ist von daher nicht auszuschließen, dass die kleine Partikel "denn" ein

Elementarteilchen in den mikroskopisch-molekularen Vorgängen der Vergesellschaftung bildet.

Doch Simmel (1916) hat auch davon gesprochen, dass mit der immer genauer und mikroskopischer operierenden Weise des Erkennens soziale Einheiten in lauter diskontinuierliche Teile zerfallen, und dieser Prozess der Zerspaltung zu einer Entlebendigung des sozialen Lebens führt. Je weiter man diesen Prozess der Zertrümmerung durch fortschreitendes zergliederndes Erkennen treibt, um so eher wird eine Schwelle der Zerkleinerung unterschritten, unterhalb derer die einzelnen Geschehensatome ein - wie Simmel schreibt - "zu geringes Quantum eigenen Sinnes" haben.

Verlauf und Bedeutung eines militärischen Konflikts lassen sich, so Simmel, nicht mehr bestimmen, wenn man im Zug der immer genaueren Analyse letztlich bei der Muskelzuckung eines einzelnen Soldaten angekommen ist. Und analog könnte man sagen: ein einzelner Ton lässt keine Interpretation einer Sinfonie zu, und aus einem einzelnen Bildpunkt kann man nichts über ein Gemälde lernen.

Wir schwiegen eine Weile. *"Nun gut", sagte Thomas dann, "übergeben wir die Angelegenheit der Linguistik, sollen die sich um dieses sprachliche Atom kümmern."*

"So dachte ich zunächst auch", entgegnete ich. "Aber leider muss ich dich da enttäuschen. Sprachliche Elemente vom Typ "denn", "doch", "noch" etc. wurden in der Sprachwissenschaft über lange Zeit hinweg völlig vernachlässigt. In älteren Grammatiken wurden diese sprachlichen Kleinteile - wenn man sie überhaupt beachtete - als "Füllwörter", "Flickwörter", als "überflüssige Einschiesel" und sogar als "Läuse im Pelz unserer Sprache" (Reiners 1967: 340) bezeichnet.

Zugrunde liegt diesen Benennungen die alte Auffassung, dass Wörter wie "denn", "ja", "schon" etc. für sich bedeutungslos sind und nichts zur

sinnvollen Kommunikation beitragen. Erst seit den 70er Jahren, seit man in der Linguistik begonnen hat, sich nicht nur mit Texten, sondern auch mit gesprochener Sprache und dem sprachlichen Tun zu befassen, hat sich ein Interesse an diesen Objekten entwickelt. Sie werden heute unter dem Sammelbegriff der Modalpartikeln zusammengefasst. Mitglieder dieser Wortklasse gelten den Sprachwissenschaftlern heute als Abtönungspartikel, die im Gespräch dazu dienen, einer Aussage eine bestimmte Tönung oder Färbung zu geben: Mit Abtönungspartikeln wie "ja", "halt", "eben", "denn", "doch", "eigentlich", "überhaupt" etc. kann in einer ansonsten neutralen Satzäusserung Zustimmung, Ablehnung, Erstaunen, Interesse, Einschränkung u.ä.m. angezeigt werden. Aufgrund dieser Funktion hatte man diese Wortklasse früher auch als Würzwörter bezeichnet.

"'Würzwörter' ist gut," sagte Thomas und schnalzte mit der Zunge, "das gefällt mir. Und wenn dein 'denn' eine Modalpartikel ist, dann ist es eben auch so ein Würzwort und du kannst die Sache als erledigt betrachten."

Nicht so schnell, sagte ich. Es mag ja sein, dass diese Partikeln einer Äusserung eine gewisse Färbung geben, doch das Schwierige an der ganzen Sache ist, dass eine Partikel für ganz unterschiedliche Tönungen sorgen kann. Mal gilt eine Partikel als Mittel der Höflichkeitsbezeugung, ein andermal dieselbe Partikel als Indikator für Ungeduld. Man sagt dann, die Partikeln seien eben ambig oder multifunktional und es sei nicht möglich, einen gemeinsamen Bedeutungskern zu identifizieren.

Auch dem 'denn' wurden in der Sprachwissenschaft immer wieder verschiedene, ja gegensätzliche Bedeutungen zugeschrieben. Da ist mal davon die Rede, dass 'denn' als Indikator für die sprachliche Handlung vom Typ 'Vorwurf' fungiert (Rombouts 1982); ein anderer Autor meint, 'denn' bringe die Überraschung des Sprechers zum Ausdruck (Bublitz 1978).

Thomas schüttelte den Kopf. Offensichtlich fand auch er, dass es eine allzu billige Lösung sei, den Modalpartikeln einfach eine große Bedeutungsvarianz

zuzuschreiben, ohne danach zu suchen, was diese verschiedenen Bedeutungen miteinander verbindet.

Da Thomas sich nun, wie es mir schien, mit seiner Rezipientenrolle abgefunden hatte, begann ich zu dozieren. *"Die bis heute am häufigsten in der einschlägigen Literatur vertretene These besagt, dass die Modalpartikel 'denn' dazu dient, anzudeuten, dass der Anlass der Äusserung im aktuellen konversationellen Kontext zu suchen ist und durch den vorangehenden interaktiven Kontext motiviert ist (Deppermann, 23f.). Die Modalpartikel 'denn', so die These, stellt einen Bezug zu einer Vorgängeräußerung her und erfüllt insofern eine konnektive Funktion."*

Thomas hatte sich jetzt weit nach hinten zurückgelehnt, die Augen geschlossen und zeigte keine Reaktion, als wolle er mich provozieren. Ich fuhr ungerührt fort:

"Die Interpretation, dass 'denn' eine Verbindung zu den vorangegangenen Gesprächsäußerungen oder zum aktuellen Kontext herstellt, erscheint zunächst plausibel, z.B. wenn man sich das folgende Transkript vor Augen führt:

#3 Party

((K., der Sohn der Gastgeberin, zu B.))

- 01 K. Soll ich Dich nach Hause fahren?
 02 B. **Hast Du denn schon nen Führerschein?**
 03 K. Ja, seit zwei Wochen
 04 B. Okay, dann wär's nett wenn Du mich fahren würdest

Die Gegenfrage von B. in Zeile 02 bezieht sich ganz eindeutig auf die unmittelbar vorgegangene Frage von K., und insofern lässt sich die These vertreten, dass das 'denn' hier eine Verbindung zur Vorgängeräußerung markiert."

"Und?" fragte Thomas, "was ist der Punkt?"

Naja, sagte ich, auch ich hab lang gedacht, dass dieses "denn" eine solche Rückbindung einer Äußerung herstellt. Doch dann bin ich auf Daten aus realen Gesprächen gestoßen, die dieser Interpretation so eklatant widersprechen, dass die These, wonach 'denn' einen Bezug zur Vorgängeräußerung herstellt, nicht aufrecht erhalten werden kann. Schau Dir z.B. mal das folgende Beispiel an:

#4 SEMINAR

((In einer Seminarveranstaltung, ein Referat wird gehalten))

- 01 W.: *((flüsternd zu R.))*
 02 **Weisst du denn wo hier die Toiletten sind,**
 03 R.: *((flüsternd))* Ja du musst draussen nach rechts...

In diesem Gesprächsausschnitt ist keinerlei Verbindung zu einer Vorgängeräußerung zu erkennen, im Gegenteil..... "

Plötzlich rappelte sich Thomas hoch, murmelte "tschuldigung, ich muss mal für kleine Jungs" und verschwand.

Mir kam die Verschnaufpause gerade recht. Wenn das "denn" keine x-beliebigen Bedeutungen annehmen kann, aber auch die Konnektivität nicht sein zentrales Merkmal ist, was macht diese Partikel dann? Ich nahm an, dass Thomas bei seiner Rückkehr genau das wissen wollte, wenn er überhaupt noch bereit war, sich mit mir weiter über das Thema zu unterhalten.

Ich wartete. Nach einige Minuten kam er um die Ecke geschlendert, trug zwei Becher Kaffee und setzte sich wieder auf seinen Stuhl mir gegenüber.

"Also", sagte er und schob mir einen Becher hin, "bringen wir's zuende. Keine Kritik und keine Kollegenschelte mehr, sondern ganz einfach: Was macht Dein 'denn'?"

"In Ordnung," sagte ich. "Zunächst: Die Modalpartikel 'denn' wird natürlich keineswegs nur im medizinischen Bereich oder anderen institutionellen

Handlungskontexten verwendet. Du hast vielleicht bemerkt, dass der Titel meines Vortrags...."

"Hab ich, hab ich", unterbrach mich Thomas leicht genervt und zitierte mit singendem Tonfall: 'Kann denn Mikro Sünde sein?'"

Ich kam mir etwas albern vor und macht deshalb rasch weiter.

Wichtig für meine weitere Argumentation ist nun, im Kopf zu behalten, dass die Modalpartikel 'denn' nicht mit der Konjunktion 'denn' zu verwechseln ist, die in der Regel dazu dient, Begründungen einzuleiten: "Er blieb zuhause, denn das Wetter war schlecht."

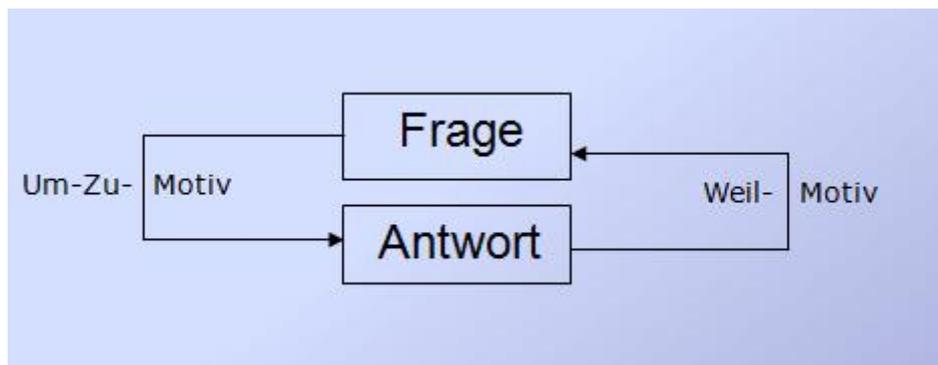
Kennzeichnend für die Modalpartikel "denn" ist demgegenüber, dass dieses "denn" ausschließlich in Fragesätzen verwendet werden kann - sowohl in offenen, als auch in Ja-/Nein-Entscheidungsfragen. Mit diesen Fragesätzen können dann ganz unterschiedliche sprachliche Handlungen vollzogen werden, also z.B. Vorwürfe ("Warum hast du mir denn nichts gesagt?" [Günthner, 2000:106], "Bist du denn taub?"), rhetorische Fragen ("Wer wird denn gleich in die Luft gehen?" "Glaubt denn hier irgendjemand noch an das Christkind?") oder Informationsfragen ("Hat denn REWE noch geöffnet").

Merkwürdigerweise ist der Sachverhalt, dass die Modalpartikel "denn" ausschließlich in Fragesätzen vorkommt, bislang weitgehend ignoriert worden. Doch es ist gerade dieses Merkmal, welches die Partikel "denn" für eine mikrosoziologische Perspektive interessant macht und letztlich auch einen Schlüssel liefert für die Analyse ihrer funktionalen Bedeutung.

Frageäußerungen sind immer wieder Gegenstand sozial- und kulturtheoretischer Überlegungen sowie konversationsanalytischer Studien geworden. Dabei ist interessant, dass die konversationsanalytische Beschreibung der Frage-Antwort-Sequenz ihrem Kern nach bereits bei Alfred Schütz in seinem Buch über den sinnhaften Aufbau der sozialen Welt zu finden ist.

"Bei Schütz?" fragte Thomas, "das war doch ein halbes Jahrhundert früher."

"Ja, ungefähr", sagte ich, "Schütz erläutert in diesem Text aus dem Jahr 1932 am Beispiel der Verklammerung von Frage und Antwort seine Motiv- und Relevanztheorie. Sein Argument ist, dass die Frage prospektiv ausgerichtet ist auf die Antwort, während die Antwort retrospektiv ihren Bezugspunkt in der vorangegangenen Frage hat. Die Antwort, so Alfred Schütz, -



- ist das Um-zu-Motiv der Frage, und die Frage ist das Weil-Motiv der Antwort. Auf ganz ähnliche Weise hat die Konversationsanalyse später die Verkettung von Frage und Antwort als Typus einer Paarsequenz identifiziert, bei der der erste sequenzinitiierende Teil den zweiten Teil - die Antwort - konditionell relevant, also normativ erwartbar macht."

"Und wo bleibt das 'denn'? fragte Thomas leicht aggressiv.

"Für das 'denn' gibt diese Konzeption der Frage-Antwort-Sequenz nicht viel her", sagte ich, "sie ist ganz auf die Logik der Verknüpfung von Frage und Antwort ausgerichtet und darin beschränkt. Will man etwas über die Funktion von 'denn' in Erfahrung bringen, muss man diese Konzeption auf dreifache Weise erweitern."

"Erstens", sagte Thomas mit zunehmender Ungeduld.

"Erstens, keine Frage wird aus dem heiteren Himmel gestellt," sagte ich, "jeder Frage geht immer etwas voraus, sie hat eine Vergangenheit, eine Vorgeschichte, einen Anlass, oder um mit Alfred Schütz zu sprechen: selbst ein Weil-Motiv, das in der gegebenen Situation oder in weiter zurückliegenden

Aktivitäten oder Geschehnissen seinen Grund hat. Goffman hat die Konversationsanalyse genau dafür kritisiert, dass sie die Vorgeschichte der Frage ignoriert."

Zweitens: In vielen Fällen zielt die Frage nicht bloß auf eine Antwort, sondern ist eingebettet in einen Handlungsentwurf, der über ihr primäres Um-Zu-Motiv, die Antwort, hinausgeht. Der Sinn der Frage erschöpft sich somit nicht in der von ihr geforderten Antwort, wenn sie erkennbar nur der erste Schritt weiterer nachfolgender Aktivitäten ist. Zusammenfassend gesagt: Die Frage steht retrospektiv wie prospektiv in einem größeren Kontext von Aktivitäten und Motiven und die Frage ist, wie sich diese Situierung in der Frage widerspiegelt."



Die dritte Erweiterung betrifft nun einen spezifischen Handlungscharakter der Frage, der in der mikrosoziologischen und linguistischen Literatur zumeist völlig vernachlässigt wird. Es gibt einige wenige Autoren, die aufzeigen, dass die Aktivität des Fragens keineswegs so unschuldig ist, wie sie uns üblicherweise im Alltag erscheinen mag.

"Richtig", rief Thomas, den ich über mein Dozieren fast vergessen hatte, "ich erinnere mich, dass sich bei Elias Canetti in 'Masse und Macht' ein Kapitel über 'Frage und Antwort' findet, in dem er argumentiert, dass Fragen ein Mittel der Macht sind oder so ähnlich".

Thomas hatte recht. "Alles Fragen ist ein Eindringen" heisst es bei Canetti, und weiter: "Wo es als Mittel der Macht geübt wird, schneidet es wie ein Messer in den Leib des Gefragten" (S.327). Später hat ein kleines Büchlein des Psychologen Aron Bodenheimer (1984) eine gewisse Berühmtheit erlangt, dessen Titel "Warum? Von der Obszönität des Fragens" hinlänglich deutlich macht, dass das Fragen viel mit Bloßstellen, Offenbaren, Grenzüberschreitungen, Anmaßungen, Zumutungen und Aggressionen zu tun hat und daher jeder Frager in der Regel bemüht ist, entsprechende Gegen- und Kompensationsmaßnahmen zu ergreifen.

Man kann diese Überlegungen nun folgendermaßen zusammenfassen: Zwar ist es das Um-zu-Motiv einer Frage, eine Antwort zu erhalten, doch

- *1. muss in die Art der Frage das einfließen, was ihr vorangegangen ist, was also die Gründe der Frage sind;*
- *2. muss in der Art des Fragens das Handlungsprojekt, also das über die Antwort hinausgehende Handlungsziel transparent werden, weil nur so eine Frage "Sinn" macht;*
- *und 3. muss die Frage das latent immer mitschwingende Misstrauen, das ihr gegenüber besteht, zerstreuen, was dadurch geschehen kann, dass in der Art des Fragens die Differenz zwischen Fragesteller und Befragter nivelliert, wenn nicht im Sinn einer situativen Vergemeinschaftung aufgehoben wird.*

Meine These ist nun, dass das 'denn', das ja ausschließlich in Fragesätzen Verwendung findet, genau auf jene drei Funktionen zugeschnitten ist - und zwar dadurch, dass es auf einen "common ground" zwischen dem Frager und dem Befragten verweist, genauer: Rekurs nimmt auf das, was C. Wright Mills "vocabularies of motives" genannt hat, womit das Alltagswissen über plausible, legitime und nachvollziehbare Handlungsmotive gemeint ist.

Thomas saß schweigend da und schien zu überlegen. *"Wenn ich Dich recht verstehe, willst Du also argumentieren,"* sagte er schließlich, *"dass mit diesem 'denn' ein Bezug auf den zeitlichen und lokalen, äusseren oder inneren Kontext hergestellt wird und dass mit dieser Kontextualisierung die Frage auch ihre Legitimation erhält."*

"Ja," sagte ich, *"das ist im Kern meine These. 'Denn' indiziert, dass die Frage in etwas eingebettet ist, was über die Frage-Antwort-Sequenz hinausgeht, dass es ein Motiv für die Frage gibt, das mehr umfasst als nur das Um-zu-Motiv der Antwort und das der Befragte kennt und als plausibel anerkennt. Wer also fragt, 'Weisst du denn wo hier die Toiletten sind?', macht mit dem 'denn' deutlich,*

- 1. dass es ihm nicht um die isolierte Information über die Lage der Toiletten geht, sondern dass es für die Frage ein Motiv, also einen Grund gibt (die volle Blase),*
- 2. dass es für die Frage ein Handlungsprojekt gibt, für das die Antwort nur ein kleiner Teilschritt ist (auf die Toilette zu gehen), und*
- 3. dass das Motiv, bei voller Blase nach einer Toilette zu fragen, Teil des sozial geteilten Motivvokabulariums ist und insofern einen "common ground" zwischen den Akteuren generiert, womit die Indiskretion der Frage kompensiert werden.*

Wichtig ist dabei noch, dass weder Motiv noch Projekt benannt oder formuliert werden müssen, sondern allein durch das 'denn' indiziert werden kann. Die Modalpartikel "denn" ist damit so etwas wie ein Indexikalierungsmechanismus, mittels dessen ein Sprecher auf ein geteiltes Motivrepertoire, also auf einen Sinnzusammenhang verweisen kann, der in der Situation "seen-but-unnoticed" ist, wie eine berühmte Formulierung von Harold Garfinkel lautet.

"Ja aber hör mal", protestierte Thomas, "jede Frage ist doch - wie gerade ihr Ethnomethodologen predigt - in einem übergreifenden Kontext platziert, da müsste doch in jeder Frage ein 'denn' auftauchen".

Du hast völlig recht, antwortete ich, deshalb will ich jetzt noch die zweite Strukturkomponente von Denn-Fragen ins Spiel bringen. Untersucht man nämlich, an welchen Stellen im Gespräch Fragesätze mit "denn" verwendet werden, stellt man fest, dass dies fast ausschließlich in kritischen Momenten geschieht, am Gesprächsbeginn, bei einseitigen thematischen Initiativen, bei abrupten Themenwechseln, bei unerwarteten Reaktionen (wie etwa bei Gegenfragen), oder aber dort, wo der Interaktionspartner auf die Gültigkeit eines gemeinsamen Wissens über moralische oder andere Regeln hingewiesen werden soll, wie dies etwa bei einer Vorwurfshandlung der Fall ist.

Der Grund, weshalb "denn" in erster Linie in handlungsinitiativen oder abrupten Interaktionsänderungen Verwendung findet, ist leicht zu erkennen: Situationen dieser Art sind für jede Frage prekär, da zunächst der Kontext und damit der Sinn der Frage unklar bleiben muss. Normalerweise dienen ja die stetig aufeinanderfolgenden, sequentiell organisierten Äußerungen als primäre Ressource, mittels derer Verstehen in der sozialen Interaktion gewährleistet wird.

In solchen Situationen kann nur der Verweis auf ein plausibles und naheliegendes Motiv als Ersatzressource dienen, um dem Rezipienten zu verstehen zu geben, dass sich der Sinn einer Frage vor dem Hintergrund dieses "common ground" ergibt.

"Ah", sagte Thomas, "jetzt ist mir klar, warum der Arzt am Beginn einer Visite fragt: 'Wie geht es Ihnen denn heute?' Zum einen verweist er Herrn W. mit dem 'denn' darauf, dass seine Frage verstanden werden soll als Frage in einem spezifischen, nämlich medizinischen Kontext. Er will von Beginn an klar machen, dass es kein persönliches Motiv für seine Frage gibt, sondern dass der Sinn und Zweck seiner Frage rein medizinischer Natur ist. Er markiert also

die Rollenhaftigkeit seiner Äußerung und verweist damit implizit auch Herrn W. auf seine Rolle als Patient."

Thomas klang richtig begeistert, ich nickte und fragte: *Und zweitens? "Ja",* sagte Thomas, *"das 'denn' verweist natürlich auch darauf, dass die Frage 'Wie geht es Ihnen denn heute?' eine Zukunft über die eingeforderte Antwort hinaus hat; sie markiert sich gewissermaßen als Auftakt zu einem Gespräch, das sich nach der Antwort entwickeln und weitere diagnostische Fragen, Untersuchungen, Entscheidungen über Maßnahmen etc. beinhalten wird. 'Denn' ist zudem ein vertrauensbildender Mechanismus, da alle Beteiligten indexikal, ohne große Worte, auf den Kontext der Medizin und auf das gemeinsame Interesse an Heilung verwiesen werden."*

Thomas sah mich an wie ein Schüler, der für seine gute Leistung gelobt werden wollte. Ich war jetzt ziemlich erschöpft, doch Thomas war aufgedreht. *"Mensch",* sagte er, *"ich dachte, ihr Mikros interpretiert so lustig vor euch hin, ich wusste gar nicht, dass ihr so analytisch gestrickt seid. Für so was könnt ich mich auch begeistern. Weisst du was, vielleicht betreib ich das als Hobby nach meiner Pensionierung."* Ich winkte müde ab. *"Komm",* sagte er, *"ich lad dich auf ein Bier ein, du hast es verdient"*. Er stand auf ging zur Türe des Abteils, während ich noch meine Papiere zusammenräumte. An der Türe drehte er sich noch einmal zu mir um, sagte: *"Wo bleibst du denn?"* - und das breite Grinsen in seinem Gesicht war unübersehbar.